

Nr. 39. **Bromberg, den 22. Februar** **1928.**

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(16. Fortsetzung.

Ohne weitere Umstände wickelte er sich in ein Gewand ous Jakwolle und bald verriet sein lautes Schnarchen, daß er schlief. Lange Zeit jedoch saß der Engländer am Feuer und starrte in die glühende Asche. Er hatte einen Mantel über die Schulter geworfen, um sich vor dem eisigen Wind, der von dem Gebirgspaß wehte, zu schützen. Die Nacht war hell, und über ihnen funkelten die Sterne, so daß das unter ihnen liegende Tal sich pechschwarz vom Himmel abhob. In den Pausen zwischen den Windstößen vernahm Nick das Geräusch eines Wasserfalles. Nach einer Weile ließ sich das langgezogene Heulen eines Wolfes hören, das andere erwiderten. Irgendwo folgte diese Geißel der Berge und der Hochebenen einer Blutspur. Nick konnte es im Geiste vor sich sehen, wie die Wölfe einem alten Yak oder einem hilflosen Kalb, das sich von der Herde verirrt hatte, nachschlichen: wie einer einen Scheinangriff nach dem Kopf des Tieres machte, während ein anderer die Kniesflechsen durchbiß und so das Opfer auf die Knie zwang, in jedem Fall das unglückliche Geschöpf unerbittlich verfolgte, bis es ihnen zur Beute fiel.

Dann glaubte Nick in dem glimmenden Feuer ein Gesicht zu sehen mit hervorstehenden Backenknochen, flacher Nase, einem Mund wie eine Rattenfalle, das Haar so schwarz wie die Nacht und durchdringende Augen, die ihn drohend ansahen, das Gesicht eines Menschen, der nach elf Jahren mit unveränderter Unerbittlichkeit der Spur eines Mannes nachging, der in panikartiger Angst vor ihm geflohen war. Stard hatte etwas, dachte Nick bei sich, von der Beharrlichkeit jener Wölfe, die unter den kalten Sternen ihrer Beute nachschlichen. Von der warmen Südsee her hatte er die ganzen Jahre hindurch die Spur verfolgt, bis nach diesen bitterkalten Bergen. Eine Zeitlang mußte er die Spur verloren haben, aber jetzt hatte er sie wiedergefunden, und diesmal würde die Jagd allem Anschein nach nur mit dem Tode des Opfers enden oder wenigstens mit der furchtbaren Katastrophe, vor der Eliot Craydon geflohen war.

Die Wölfe heulten jetzt wieder, und Shervington schauderte. Dann fiel sein Auge auf sein Gewehr, und sich an Nima-Tashis Worte erinnernd, fand er Trost in diesem Anblick. Der Tibetaner hatte recht. Wenn die Gefahr, die er befürchtete, plötzlich eintreten sollte, könnte man in diesen gesetzfreien Bergen seine Zuflucht zu dem Gesetz der Kugel nehmen, vor welchem es keine Berufung gab.

Nachdem er zu diesem Ergebnis gelangt war, legte er sich auch schlafen. Als er bei Morgengrauen aufwachte, frühstückte er beim Schein der verblassenden Sterne mit Nima zusammen. Darauf entschloß er sich, ehe die beiden Craydons aufwachten, einen Punkt zu erklettern, von dem aus er die Strecke, die sie zurückgelegt hatten, übersehen konnte. Es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er den erstrebten Aussichtspunkt erreichte, und unterdessen war das Tageslicht schon in das Tal gedrungen. Er ließ die Blicke prüfend über die ganze Gegend schweifen, aber er konnte nichts entdecken, weder ein sich bewegendes Wesen noch eine Rauchwolke, die ein Lager hätte vermuten lassen können. Anscheinend hatte er den ganzen Gebirgspaß für sich, und etwas beruhigt ging er nach dem Lager zurück. Dort fand er, daß die Yaks schon aufbruchbereit waren. Der Tibetaner ging Nick entgegen, der ihm nur das Wort: „Nichts!" sagte.

Nima-Tashi lachte heiter und antwortete sorglos:

„Was tut es, mein Freund, ob du nichts oder etwas gesehen hast? Für beide Fälle tragen wir das Gesetz mit uns."

Fünf Minuten später nahmen sie die Reise wieder auf, und zwar in der gleichen Ordnung wie am vorhergehenden Tag. Nima führte und Shervington beschloß den Zug. Der eisige Wind, der nur sehr wenig nachgelassen hatte, blies ihnen ins Gesicht, aber der Himmel war klar und die höher steigende Sonne warf ein kaltes Licht über die Berggipfel vor ihnen. Der Gebirgspaß wurde immer enger und eine Zeitlang führte der Pfad an einem schwindelerregenden Abhang vorbei, zu Füßen dessen ein Abgrund schwarz gähnte wie die Mündung der Hölle. Die Reisenden kamen aber wohlbehalten daran vorbei, und als der Pfad wieder steil hinaufführte, kamen sie an den ersten Schnee.

Zuerst war der Boden nur leicht damit bestäubt, so daß man noch das Yakmoos sehen konnte, das reichlich die Erde bedeckte, aber bald lag der Schnee so dicht, daß das Moos ganz verhüllt wurde. Der Wind wirbelte ihn auf, daß er ihnen ins Gesicht flog und Augen und Nasenflügel unerträglich zu schmerzen begannen. Das Fortkommen wurde immer beschwerlicher. Die Yaks grunzten beim Erklimmen des mühsamen Berges, der so steil anstieg wie das Dach eines Hauses, und auf der rechten Seite jäh und steil sich in das dunkle Tal hinabsenkte. Der erste Yak erreichte endlich die Höhe des Bergrückens und verschwand vor den Blicken der Nachkommenden, worauf man Nima etwas in triumphierendem Ton rufen hörte, dann verschwand der zweite Yak und gleich hinterher drei andere, und jetzt war die Reihe an dem Maultier.

Wie es den steilen Anstieg zur Hälfte erklommen hatte, blieb es plötzlich stehen und weigerte sich, weiterzugehen. Das junge Mädchen versuchte es erst mit Zureden, aber als das nichts half, bohrte sie ihre Absätze in die Flanken des Tieres und schlug es mit einem Stock, den sie in der Hand hatte. Das machte das Tier jedoch nur noch störrischer. Anstatt vorwärtszugehen, machte es einen Seitensprung und fing dann an, nach rückwärts zu gehen, dem gefährlichen Abgrund zu.

Shervington erkannte sofort die Gefahr und rief entsetzt:

„Steigen Sie ab um Himmelswillen, Fräulein Craydon!"

Das junge Mädchen warf einen Blick zurück, und als sie die Gefahr sah, warf sie sich in den Schnee. Die Hinterbeine des Maultiers rutschten schon und es schien sich nicht mehr halten zu können, obgleich es verzweifelte Anstrengungen machte, wieder auf festeren Boden zu gelangen. Aber je mehr es ausschlug, desto näher glitt es dem gefährlichen Rand des Abgrundes zu, dort, wo die Felsenwand mindestens sechshundert Fuß jäh herabfiel.

Plötzlich merkte Shervington zu seinem Entsetzen, daß Janet Craydon auch dem schneebedeckten Abhang zuglitt. Als sie einen Augenblick die Hand hob, sah er, daß sie in den Zügeln des Tieres verwickelt war. Es war klar, daß das Tier sie mit sich riß.

Nick schrie verzweifelt Husky Craydon zu, der Fräulein Craydon am nächsten war, aber dieser stand mit weit aufgerissenen Augen wie hypnotisiert da und rührte sich nicht. Im nächsten Moment hatte sich Nick auf die Erde geworfen und begann den gefährlichen Abhang hinunterzukriechen. Er packte die Füße des jungen Mädchens **und**

versuchte, seine eigenen in den Schnee zu stemmen, damit er nicht auch mitgerissen wurde.

Während er mit einer Hand die Füße Janets festhielt, holte er mit der anderen ein Messer hervor, und als er sich vorbeugte, um ihre freie Hand zu erreichen, rief er ihr verzweifelt zu:

„Die Zügel durchschneiden! Die Zügel durchschneiden!"

Seine größte Angst war, daß sie ihn nicht verstehen könnte oder daß das Bewußtsein der furchtbaren Gefahr, in der sie schwebte, ihr die Sinne rauben und sie ohnmächtig werden würde. Einige Sekunden, die ihm wie eine Ewigkeit erschienen, wartete er in Todesangst. Das Maultier schlug noch heftiger aus, seine Hinterbeine schwebten bereits über dem Abgrund, und es stieß einen schrillen, angstvollen Schrei aus. Shervington fühlte, wie das junge Mädchen dem Tier nachglitt und er auch mitgerissen wurde.

„Schneiden Sie um Gottes willen!" rief er wieder.

Das Tier schrie noch einmal auf, und im selben Moment sah Nick, wie es rücklings taumelte. Er fühlte dann, wie die Zügel sich strafften und sah gleich darauf etwas in der Sonne aufblitzen. Da hörte er ein Geräusch wie das Platzen einer Violinsaite, und er wußte, daß die Zügel durchschnitten waren.

„Gott sei Lob und Dank!" stammelte er, und dann sah er, wie das unglückliche Tier in den Abgrund stürzte.

Janet Craydon lag am äußersten Rand des Abgrunds. Sie konnte sehen, wie der Fluß unter ihr schäumte. Shervington war in Todesangst, daß der Schnee gleiten könnte und sie in die Tiefe stürzen, aber er sprach ruhig und zuversichtlich:

„Bleiben Sie ganz still liegen, Fräulein Craydon! Sehen Sie nicht hinunter! Machen Sie die Augen zu!"

Das junge Mädchen antwortete nicht, aber sie gehorchte, und eine halbe Minute später hörte er Nima-Tashis Stimme Anweisungen rufen. Etwas schwirrte durch die Luft und fiel fast in Shervingtons Hände. Er tastete im Schnee danach und fand ein Seil, das er schnell um die Füße des jungen Mädchens knüpfte. Als er damit fertig war, wurde ihm ein zweites Seil zugeworfen, und dieses befestigte er um seinen rechten Arm. Dann rief er Nima zu und rollte sich sachte im Schnee, um eine glatte Bahn für das junge Mädchen zu machen. Er hörte mehr als er sah, wie Janet an ihm vorbei hinaufgeschleift wurde, und zwei Minuten später fühlte er ein Zerren an seinem Arm, und als er das Seil mit beiden Händen packte, wurde er so schnell hinaufgezogen, daß er wußte, Nima-Tashi hatte die Yaks oben dazu angestellt. Im Handumdrehen, wie es ihm schien, war er wieder auf sicherem Boden. Als er aufstand, sah er Janet Craydon mit kreidebleichem Gesicht, in dem die dunklen Augen wie zwei schwarze Kohlen glimmten, neben sich. Sie versuchte zu sprechen, ihm zu danken, aber dann brach sie ohnmächtig zusammen, und er fing sie in seinen Armen auf.

Elftes Kapitel.

Die Zeichen in der Nacht.

Nach einigen Minuten hob Janet Craydon den Kopf. Als sie sah, daß sie gegen Shervingtons Schulter lehnte, stieg ihr das Blut in die Wangen, und sie richtete sich auf und trat ein paar Schritte zurück. Jetzt eilte ihr Husky Craydon mit einem Schwall von Worten entgegen. „Du bist aber dem Tode mit knapper Not entronnen, Janet! Es kam alles so plötzlich, daß man keine Zeit hatte, sich die Gefahr klarzumachen, bis sie vorbei war. Wenn ich geahnt hätte — —"

Er hielt plötzlich inne, als er den Ausdruck in den Augen seiner Kusine sah. Er merkte es ihr an, daß sie die Situation erfaßt hatte. Obgleich er ihr am nächsten gewesen war, hatte er versagt. Wenn sie auf seine Hilfe allein angewiesen gewesen wäre, würde sie jetzt zerschmettert auf den Felsen unten liegen, neben dem unglücklichen Maultier. Shervington brach das peinliche Schweigen und sagte:

„Darf ich Ihnen bei dem weiteren Aufstieg behilflich sein, Fräulein Craydon?"

Sein Ton, aus dem so viel Selbstverständlichkeit klang, half ihr die Fassung wiedergewinnen. Dankbar wandte sie sich ihm zu, und bald standen sie auf der schmalen Hochebene, über welcher der lose Schnee wehte und wie feiner Sand umhergewirbelt wurde. Vor ihnen erhob sich eine neue Gebirgskette. Ein paar Sekunden standen sie und betrachteten die kahlen Höhen, dann sagte das junge Mädchen:

„Wie kann ich Ihnen danken, Herr Shervington?"

„Versuchen Sie es bitte nicht. Es hat wirklich nichts zu sagen", unterbrach er sie. „Ich habe es schon oft erlebt, daß man viel größere Gefahren läuft, um einen Packesel zu retten — —"

„So? —" warf sie mit bebender Stimme, aber lachend, ein.

„Das klingt nicht sehr schmeichelhaft, fürchte ich", meinte er auch lachend, „aber es ist die Wahrheit. Wenn man Hochgebirgstouren unternimmt, muß man darauf gefaßt sein, sich für viel weniger in Lebensgefahr stürzen zu müssen."

In diesem Augenblick stieß einer der Yaks, der neben ihnen im Schnee herumschnupperte, einen seltsam grunzenden Laut aus, so daß es Shervingtons Aufmerksamkeit erregte. Er ging auf das Tier zu und sah etwas im Schnee liegen. Bei näherer Betrachtung merkte er, daß es der Schädel und die Hörner eines Yak waren, die nur halb mit dem treibenden Schnee bedeckt waren. An dem Zustand des Kopfes und der umherliegenden langbehaarten Hautfetzen wurde ihm klar, daß das Tier erst kürzlich von Wölfen zerrissen worden war. Er erinnerte sich an das Geheul, das er in der Nacht gehört hatte, und es fiel ihm wieder jener andere Wolf in menschlicher Gestalt ein, dessen Gesicht er in der glimmenden Asche des Lagerfeuers in der Nacht gesehen zu haben glaubte. Er schauderte, als er die Augen von dem geschlachteten Tier abwandte. Aber gleich darauf blitzte es in seinen blauen Augen auf. Was bedeuteten für ihn böse Omen? Nichts! In dieser Welt harter Wirklichkeiten zählten nur Willenkraft und Geistesgegenwart. Er wollte gerade auf Janet Craydon zugehen, um sich ihr wieder anzuschließen, als er sah, daß ihr Vetter neben ihr stand und auf sie einsprach.

Shervington mußte lächeln, als er den abweisenden Ausdruck auf dem Gesicht des jungen Mädchens bemerkte; denn er konnte sich die Ausreden und Beteuerungen Huskys vorstellen. Er war aufrichtig froh, daß sie keinen Eindruck auf Janet zu machen schienen, denn je früher sie einsah, welcher Schwächling der Mann war, der sie zu heiraten wünschte, desto besser war es. Er wandte sich um und beobachtete Nima-Tashi, wie er die kleine Karawane wieder zusammentrommelte. Als es geschehen war, schritt er auf Nick zu.

„Die Dame kann auf einem der Yaks reiten oder zu Fuß gehen, wie es ihr beliebt", sagte er.

„Am besten wäre vielleicht abwechselnd reiten und gehen", meinte Shervington.

„Ja, es ist sehr schade, daß das Maultier uns verlorengegangen ist."

„Sehr schade, aber besser das Maultier als Fräulein Craydon."

„Das stimmt! Und das Maultier hat in einer Hinsicht seine Aufgabe erfüllt, denn es zeigte der Dame, daß der Arraktrinker kein Mann ist, während du, mein Freund — —"

„Ach, hör auf, Nima!" unterbrach ihn Nick.

„Schön! Aber ich kann in den Augen einer Frau lesen, wenn sie mit einem Mann spricht und nun — der blöde Maulesel ist nicht umsonst in den Abgrund gestürzt!" Nima-Tashi lachte und fügte dann hinzu:

„Vielleicht fragst du die Dame wegen des Yaks? Es ist Zeit, daß wir weiter kommen."

Shervington nickte und ging auf Janet Craydon und ihren Vetter zu. Als Nick sich näherte, schwieg Husky. Ein Blick auf das gerötete, verärgerte Gesicht des Mannes und das blasse, strenge des jungen Mädchens verriet Shervington, daß Craydons Beteuerungen nichts genützt hatten, und er konnte nicht umhin, sich über diese Feststellung zu freuen.

„Fräulein Craydon", sagte er, „Nima wird einen der Yaks zu Ihrer Verfügung stellen, aber ich sagte ihm, daß Sie vielleicht lieber etwas zu Fuß gehen würden."

„Ja, natürlich! Bei diesem schneidenden Wind werde ich beim Gehen wärmer bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Roseninnere.

Wo ist zu diesem Innen
ein Außen? Auf welches Weh
legt man solches Linnen?
Welche Himmel spiegeln sich drinnen
in dem Binnensee
dieser offenen Rosen,
dieser sorglosen, sieh:
wie sie lose im Losen
liegen, als könnte nie
eine zitternde Hand sie verschütten.
Sie können sich selber kaum
halten, viele ließen
sich überfüllen und fließen
über von Innenraum
in die Tage, die immer
voller und voller sich schließen,
bis der ganze Sommer ein Zimmer
wird, ein Zimmer in einem Traum.

Rainer Maria Rilke.

Miß Violet und die Scheichs.

Von **Robert Elkert.**

Das Leben selbst schreibt oft mit kühnem Schwung die spannendsten Romane, in denen sich Traum und Wirklichkeit geschwisterlich die Hände reichen. Oder sind etwa die seltsamen Abenteuer Miß Violets, einer hübschen, blondlockigen Kunstreiterin, die sie seit mehreren Monden im Orient bestand, nicht glut- und reizvoller, als manches romantische Erlebnis, das nur — erdichtet ward?

Man höre! Von Ägypten kommend, tauchte Miß Violet eines Tages in Damaskus auf. Als Mitglied eines Wanderzirkus. Auf einem uralten Platz der Stadt, den einst Apostel Paulus vor neunzehnhundert Jahren überquert haben mochte, erstand das Zirkuszelt. Bald kündeten farbige Plakate in allen Teilen von Damaskus von „Miß Violet, der weltberühmten Kunstreiterin aus England“. Miß Violet! schrien Litfaßsäulen, und „Miß Violet?“ murmelten staunend Tausende gläubiger Moslems. Denn es war der erste Zirkus, den Damaskus sah, und alle Scheichs im Umkreis spitzten erwartungsvoll die Ohren.

„Beim Barte des Propheten“, entsetzten sie sich bei Kaffee und Wasserpfeife, „wie diese Christen lügen! Eine Frau will jetzt, auf ihrem Kopfe stehend, ein Pferd durch die Manege reiten? Wann hörten wir je Tolleres? Wir, die besten Reiter in der Welt. Wie will sie sehen, da sie doch wohl den Schleier trägt? Gewiß, es ist ein plumper Schwindel!“

Aber als der Zirkus seine erste Vorstellung eröffnete, hockten nicht weniger als 700 kriegerisch geschmückte Scheichs im Zelt. Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von der „kopfstehenden Frau auf dem Pferderücken“ durch die entlegensten Gebiete Syriens geeilt. Hoch zu Roß oder in rumpeligen Autos hatten sich zahlreiche Scheichs auf den Weg nach Damaskus begeben und stierten nun, eng aneinander gepreßt, vor Ungeduld fiebernd, in die Arena.

Ohrfeigende Clowns, derb kämpfende Ringer, gewuchtete Hanteln, dressierte Bestien und der Jongleure flink fliegende Bälle zogen vorbei. Dann Trompetenstöße: Miß Violet! Von den Sitzen sprangen sie hoch, die nervigen Söhne der Wüste, und reckten die hageren Hälse. Auf einem prächtig gezäumten Schimmel raste Miß Violett in die Manege. Grüßte graziös siebenhundert funkelnde Augenpaare und rundete, meisterlich Schule reitend, ihr Feld.

Feurige Reifen flammten dann auf. Kühn sprengte das Mädchen hindurch. Beifall erhob sich und durchtoste das Zelt. Miß Violet lächelte. Jetzt galt es. Sie trieb ihren Schimmel zu rasendem Lauf. Warf sich plötzlich herum und stand, leicht schwankend, mit dem Kopf auf dem Rücken ihres jagenden Pferdes. Scheinwerfer spielten. Musik fiel rasch ein. Topp! schrie Miß Violet und saß wieder lässig im Sattel. Jeder Zoll eine Dame. Zog ein seidenes Tüchlein bei der Ehrenrunde aus ihrem Mieder hervor und winkte der Menge. Grün war es wie die Fahne des Propheten. Da brach ein Jubel aus, wie ihn das Zelt noch nicht erlebt. Alte Patriarchen rauften sich den Bart vor lauter Begeisterung.

Im Nu war Miß Violet umringt von einer Schar martialischer Scheichs, die ihren Namen stammelten. Lieblingsfrau ihrer Harems sollte sie werden, die Freuden schöner Odalisken teilen. Miß Violet schüttelte heftig ihren Blondkopf: „No, Sirs!“ Kopfschüttelnd ließen die Männer von ihr ab. Nur zwei von ihnen blieben hartnäckig an ihrer Seite: Ein junger Scheich, der sich als **Fouaz Chelan** vorstellte, fließend englisch sprach, auf amerikanischen Hochschulen gewesen war, und — sein **Großvater**, Scheich **Nouri el Chelan**. „Ich lege dir meine Liebe zu Füßen“, beschwor sie der Junge, und „Ich biete dir alles Gold an, das ich besitze‘. übertrug ihr ein Dolmetsch den Wunsch des Alten. Da senkte Miß Violet ratlos ihr kluges Köpfchen und überlegte . . .

Die Liebe des Jungen überwand das Gold des Alten. Das Mädchen folgte Fouaz. O, welch ein Gentleman war er! Nicht raubte er sie mit dem Recht des Syrers, sondern ließ, unvergleichlichen Zartsinn als Barbar bekundend, sich mit Miß Violet standesamtlich in Damaskus trauen. Nur daß jetzt nicht sie ob dieser Tat ein wenig Kopf stand, sondern alle Scheichs von Syrien! — Der britische Konsul in Damaskus hörte von dieser Heirat. Ihm schwante Schlimmes. Er prüfte gewissenhaft die Laune der jungen Frau. „Ich sitze auf einem Pulverfaß“, erwiderte sie ihm, „aber mein Mann, der liebe Kerl, vergöttert mich. Das ist die wahre Liebe.“

Fouaz überschüttete sie mit Geschenken erlesenster Art, mit wundervollen Araberhengsten, Automobilen und allem erreichbaren Komfort des Abendlandes. Eines Tages aber brach eine Katastrophe über das junge Paar herein. Scheich Nouri el Chelan, wütend über den erhaltenen Korb, hatte die Massen Altgläubiger gegen die „verrückte Christin“ aufgehetzt. „Sie bricht in die Hürde unserer Gesetze wie der Wolf in eine Schafherde“, gellte sein Kampfruf. „Sie rebelliert uns alle Frauen mit der Zeit. Sie reitet, raucht, geht schleierlos, ist kurzum ein Verhängnis für das Land. In den Harem mit der Frau!“

Was nun geschah? — Es kam zu einem blutigen Gemetzel, zu einer regelrechten Schlacht zwischen Fouaz und Nouri samt ihren Stammesangehörigen. Kampf zwischen den Jungen und Alten, zwischen Neu- und Altgläubigen, und — wie so oft im Leben — die Jugend siegte. Grollend zog sich der Alte mit seinen gelichteten Haufen zurück — über zweihundert Tote deckten die Walstatt — und schwor beim Barte des Propheten, nie wieder einen . . . Wanderzirkus zu betreten.

Miß Violet aber lächelt und sonnt sich in ihrem schwer erkämpften Glück, beneidet von allen Frauen Syriens.

Wie werde ich Tänzerin?

Von **Werner Suhr.**

Oft und von den verschiedensten Seiten wird diese Frage gestellt: Stenotypistinnen, die das Temperament und die Reize ihres Körpers im nüchternen Bureaudienst nicht entsprechend gewürdigt finden, wünschen eine das Geheimnis enthüllende Antwort. Schauspielerinnen, die längst auf der Sprechbühne versagten, entdecken plötzlich ihren künstlerischen Bewegungstrieb und glauben ihr mit Recht angezweifeltes Talent für das Podium des Tanzes schöpferisch genug. Höhere Töchter, diese wohl behüteten Kinder achtbarer Eltern, fragen aus Neugier und erster Abenteuerlust . . .

Aber die wenigsten ahnen oder wissen wirklich etwas von der **mühevollen, entsagungsreichen und meist schicksalsschweren Laufbahn der Tänzerin.** Sie sehen nur den schillernden Glanz der Oberfläche und die in der Tat angenehmen Vorzüge eines außerordentlichen Erfolges, sie empfinden nur die Eigenarten des Kulissenzaubers, all die ungewöhnlichen, einen jungen Menschen besonders fesselnden Erlebnismöglichkeiten. Aber gerade heute, da durch den Sport und die modernen Leibesübungen eine völlig neue Art des Tanzes auf die Bühne kommt, ist der Weg für die Anfängerin nur noch umständlicher und komplizierter geworden; die Gefahr, daß selbst eine ursprünglich und temperamentvoll veranlagte Natur zwangsmäßig in der großen Schar künstlerisch bedeutungsloser Ausstattungsgirls untergeht, wächst von Tag zu Tag. Gewiß unterhält heute fast jedes ernsthafte Theater ganz abgesehen von der Revue-Bühne oder dem Varieté, eine eigene Tänzerinnengruppe. Jedoch ist es keineswegs leicht, darin beschwingten Fuß zu fassen und dann mehr als ein leicht ersetzbarer Statist zu gelten.

Es ist ein inhaltsreiches Kapitel. Der Fachmann weiß es. Der Traum eines zukünftigen Stars ist erfüllt von tausenderlei Sehnsüchten und naiven Wünschen, indes in der Realität die unentwegte disziplinierte Arbeit ihre wichtige prosaische Rolle spielt. Arbeit und wieder Arbeit, Verzweiflung, Tränen, Parfüm, Puder und Schweiß bilden jene eigenartige Atmosphäre, in der eine Tänzerin groß wird. Wird sie aber wirklich groß, dann sind es der Mühen und der Tränen etwas mehr.

Streng genommen, ist es vielleicht gar nicht möglich, Tänzerin zu „**werden**“. Denn man muß wohl dazu **geboren** sein, wie zu jedem echten künstlerischen Beruf. Was einer werden kann, das ist er schon, sagte Hebbel, und er meinte damit, daß es lediglich notwendig ist, einen schon vorhandenen Keim sorgfältig zu pflegen, auf daß die von einem gütigen Geschick gelegte Saat sich auch entsprechend und wirkungsvoll entfalte.

Allzuviele scheinen berufen, doch wenige sind auserwählt. Nur wer in sich einen nicht zu stillenden intensiven Drang nach künstlerischer Gestaltung fühlt und über ganz ungewöhnliche psychische wie physische Widerstandskraft verfügt, kann auf die Dauer den Ansprüchen tänzerischen Bühnenlebens genügen. Manche, die mit viel Aussicht auf Erfolg die Bretter betreten und in der Ausbildungszeit alle Mängel der Technik oder innerlicher Unreife glücklich überwunden, sind, dann allein auf sich und ihre künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten angewiesen, plötzlich nicht mehr den weiteren Geduldsproben und Ungerechtigkeiten des Bühnenlebens gewachsen. Intrigen gibt es hier wie überall; allerdings sind sie hinter den Kulissen im Grunde nicht zahlreicher und gefährlicher als im modernen Berufsleben überhaupt.

Ich habe Tänzerinnen gesprochen, die in der Glanzzeit des berühmten russischen Balletts im kaiserlichen Petersburg eine führende Rolle spielten und jetzt künstlerisch vagabundierend die ganze Welt durchreisen; ich unterhielt mich mit Negerinnen, die wie die vielverehrte, aber auch heftig befehdete **Josefine Baker** vom Mississippi kamen.

und ich diskutierte mit den Girls einer Pariser Revue. Es scheint, als ob sie mehr oder minder alle dieselben bitteren Erfahrungen und das wechselvolle Schicksal eines freien, vielleicht allzufreien Berufes erlebten. Bei der einen waren vielleicht Eitelkeit und Eifersucht ein wenig verräterisch, bei einer anderen empfand man wohltuend das stolze Bewußtsein künstlerischer Verantwortung. Und einige fühlten sich in ihrem Tänzertum geradezu wie von einer großen und bedeutsamen Mission erfüllt. Zugegeben, daß dies nicht die kleinen Mädchen von Moulin rouge gewesen sind. Aber nur unangebrachter Hochmut kann Menschen, die ihre künstlerische Laufbahn mit der gleichen Hoffnungsfreude und Intensität wie die heute berühmt gewordenen Stars begannen, nun persönlich verachten. Besonders in der Kunst ist es ja oft genug nur ein Zufall, daß sich die Sehnsucht früher Träume nicht erfüllt, und man um irgendeiner modischen Nuance willen für immer enttäuscht wird.

Es gab einmal — und zwar kurz nach dem Kriege — in Deutschland eine Zeit, da gingen die jungen Mädchen, kaum daß sie den beschützenden Augen ihrer Erzieher entronnen waren, in irgendeinen mehr oder minder sinnvollen Gymnastikkursus um nach dessen Absolvierung, frohgemut und voller Hoffnung, auf die Bühne und vor die strenge Kritik zu treten. Es ist noch in Erinnerung, welch peinliche Offenbarungen belanglosen Dilettantismusses damals als tänzerische Kunstwerke ausgegeben wurden. Jene durch die Zeitumstände begünstigte Erscheinung ist nunmehr vorüber, und heute muß eine Tänzerin schon ein *ganz ungewöhnliches Talent* und eine *virtuose Technik* besitzen, will sie mit einem eigenen Tanzabend das inzwischen anspruchsvoller und kritischer gewordene Publikum fesseln.

Es gibt im Bühnentanz jetzt recht unterschiedliche Richtungen, deren Vertreter und Vertreterinnen sich häufig genug — allzuhäufig, scheint es — leidenschaftlich befehden. Immer noch wird nach den alten, traditionellen Vorschriften des russischen Balletts bzw. nach den Erkenntnissen des französischen Reformators Noverre für den Bühnentanz trainiert. Das bedeutet eine durchgreifende, sehr anstrengende körperliche Arbeit, bei der auf unbedingte Exaktheit und Sicherheit auch der einzelnen, scheinbar unwichtigsten Übung gesehen wird. Ein Kursus, von dessen Dauer und Mühe sich der Laie kaum eine richtige Vorstellung macht. Im großen Ballettsaal, an den Übungsstangen ist schon mancher Schülerin unter den unerbittlichen monotonen Kommandos ihrer Meisterin die Lust zum Weitertanzen vergangen. Es sieht so leicht und anmutig aus, wenn auf der Bühne die Balletteusen in gelöster Bewegung oder mit angespanntem Zehengang dahingleiten. Aber das ist das Resultat vieler, jahrelang betriebener Übungen, und es ist um so vollkommener, je müheloser die einzelnen Bewegungsfolgen auf das Publikum wirken.

Ein Irrtum, anzunehmen, daß die *moderne Richtung des künstlerischen Bühnentanzes* etwa gerundsätzlich geringere Anforderungen an die Schülerinnen stellt. Vor allem pflegt sie *mehr* vorauszusetzen. Während es im Ballett durchweg genügt, daß eine Tänzerin mit einigermaßen ursprünglicher Begabung sich den technischen Vorschriften erfolgreich zu fügen versteht, erwartet man von der sogenannten „Bewegerin“, daß sie überdies ein *produktives Einfühlungsvermögen* und eine Fähigkeit zur *künstlerischen Gestaltung* persönlicher Empfindungen besitzt. Wer heute die „Brücke“ rückwärts oder vorwärts kann, „Spakat“ macht und sonstige gewiß nicht leichte Übungen zur Zufriedenheit beherrscht, ist damit keineswegs über das an sich bedeutungslose Anfangsstadium rein technischer Erziehung hinausgekommen. Vor allem die so akrobatisch gewandten, inzwischen auf jeder Revuebühne vorbildlich „tillernden“ Girls, zeigen eine derartig körperliche Gewandtheit, wie sie nur in täglichen Trainings und in unsagbarer Geduld zu erreichen ist. Auch die Tänzerin, die bereits in einem erstklassigen Ensemble allabendlich vor das Publikum tritt, und mehr noch der künstlerisch anerkannte Star, darf im Triumph über den erzielten Erfolg niemals die Pflege des rein Handwerklichen vergessen. Daß die Musik und ihre Beziehung zur tänzerischen Auswertung sowohl beim Ballett wie auch in der modernen Richtung eine große und oft entscheidende Rolle spielt, bedarf kaum weiterer Erwähnung.

Wer niicht gewillt ist, sich mit seiner ganzen Überzeugung und Kraft dem arbeitsreichen Dasein einer Tänzerin zu widmen, wird es darin auch niemals zu einer beachtlichen Leistung bringen. Geschweige denn, daß es dann möglich wäre, gar materielle Vorteile oder Ruhm zu ernten, die durch den Tanz bestimmt schwerer zu erreichen sind, als etwa beim Film. Die Stenotypistin, die von hohen Gagen träumt, wird in den meisten Fällen ein gesicherteres und aussichtsreicheres Einkommen durch ihren Bureaudienst haben, als eine Gruppentänzerin auf der Bühne, deren Gage im Verhältnis zu ihren Verpflichtungen oft lächerlich gering ist. Und die Schauspielerin, die glaubt, daß sie im Bühnentanz immer noch eine gute Figur machen wird, soll lieber Komparsin oder Statistin beim Theater werden, als in einem dazu ungeeigneten Alter die Geheimnisse einer anderen und beschwingteren Kunst zu erlernen. Und was die höheren Töchter betrifft, so werden sie sich in der Obhut fürsorgender Eltern wahrscheinlich wohler befinden, als in der brutalen Rücksichtslosigkeit des künstlerischen Daseinskampfes. Für sie ist das von vielen Tänzerinnen später heißersehnte Ziel reicher Heirat doch weit bequemer erreichbar. . .

Corrida.

Skizze von **Kurt Bock**.

Die „Alte Liebe“ lag mit banniger Havarie an einem langweiligen Pier unter der nordspanischen öden Felsenküste vertäut und harrte der Zimmerleute, die alle Sturmspuren des vertrackten Biskayagolfes tilgen sollten.

Gesegneter Landurlaub: in bester Kluft zotteln Hein, Fritze und Gorch los ins sonnige Abenteuer.

Die Bimmelbahn hängt gestopft voll, aber Matrosen-Ellenbogen schaffen Raum. Nun rattert der Kasten ab, an Berghängen, grauen Feldern, toter Ebene vorbei und landet übelduftend in einem wimmelnden, aufgeregten Landnest.

Eingekeilt in der bunten Menge schieben sich die Drei mit hinein in ein gewaltiges Bauerngehöft und werden hinaufgepreßt auf ein niedriges Scheunendach, von dem aus sie ein roh ummauertes Viereck kahl vor sich liegen sehen, das aber umzäunt ist vom wahnwitzigen Geschrei der Bevölkerung.

„Jungens, das is 'n Stierkampf, ein Mordsspektakel, eine Corrida“, und Gorch pfeift erschrecklich einige Mißtöne, die vermutlich den Toreromarsch vorstellen sollen.

„Pack man dien Sechselfleutje wech, Gorch, nu geiht dat los! Kiek mal, wie 'ne Sankt-Pauli-Maschkerad!“

Auf die teppichgeschmückte Estrade dicht neben der Scheune tritt die Familie des Gutsherrn und Stierzüchters, dick, farbenschillernd, brillantenfunkelnd, vorneweg der Mann, eine bombastisch aufgemöbelte Fettmasse mit scheußlich kalten Froschaugen und neben ihm sein kleiner, vielleicht zwölfjähriger Sohn in der sattsam bekannten, tänzerischen Stierkämpfertracht, ein Bratspießlein zur Seite kokettierend.

Volksgebrüll fegt ihnen entgegen. Schon steht das erste Opfer der Corrida im mulmigen Sand, in stechender Sonne.

Drei verschlissene Banderilleros schwärmen mit Pfeilen um ihn herum, spicken ihn, haken ihm Raketen in den Buckel. Ein ergrauter, ausgedienter Torero erledigt das gequälte Tier.

„Ne blöde Gaudi, dies Schlachtefest ohne Wellfleisch und Kümmel!“ meint Fritze. „Komm, wir hauen ab, wird doch irgendwo 'ne Stampe Wein geben?“

Da aber springt der Knirps von Züchtersohn, von seinem edlen Vater geschoben, kreideblaß in die Arena hinab, auf einen Stier los, das rote Tuch schleift er schwach hinter sich her. Der Stier stutzt, schnaubt, springt jäh los, aber der Knabe weicht noch in letzter Sekunde strauchelnd aus; jeder muß sehen, daß höllische Angst ihm die Besinnung gleich ganz nehmen wird, aber alles johlt begeistert.

„Verdammte Zucht! Schweinebande!“ zähneknirschend rutscht Hein, der tolle Goliath, vom Dach herab und rennt auf den schlotternden Bengel los. Wieder saust der Stier gesenkten Kopfes heran, aber Hein haut ihm seitlich einen gewaltigen Stiefeltritt gegen die Schnauze, daß der Stier ob dieses kommentwidrigen Benehmens verdattert stehen bleibt. Hein schmeißt den Jungen zur Seite, reißt linkshändig an einem der spitzen Hörner den Bullenkopf zurück, wirft sich rittlings über das einknickende Biest und stößt ihm sein Schiffermesser mit geübter Faust ein paarmal hinter die Schulter.

Die weite Arena liegt jäh in atemlosem Schweigen. Hein nimmt den Jungen unter den Arm, entert die Estrade, wirft das Zappelbündel zwischen das aufgetakelte Weibervolk und haut, haut dem Fettklumpen von Vater eine Maulschelle, daß er koppheister in den Hintergrund treppab schießt.

Und mit dem altbewährten Hamburger Schlachtruf „Hummel-Hummel!“ gewinnen die Matrosen noch gerade eine losspreschende Bahn, als hinter ihnen schon die Hölle losbricht mit gellender Wut und gezückten Messern.

„Mensch, Heine, du hast den Torero-Bogen fein raus! Ne, wie du dat Viech hingelegt hast! Sache! Un dann die Knallschote, dat spritzte wie 'n Schmalzpott! Aberst unsen Wein wulln wi doch leever an Bord suupen! Aberst deftig!“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.